

Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. N. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. T. H. Fäkel, Milwaukee.

12. Jahrg. No. 2.

Milwaukee, Wis., den 15. September 1876.

Lauf. No. 299.

Ich lebe, aber nun nicht ich.

Ich lebe, aber nun nicht ich,
Nein, Christus ist mein Leben,
Der mich geliebet und für mich
Sich selber dargegeben;
Der Gott zum süßen Wohlgeruch
Als Opfer und als Gabe
Am Kreuze hing und trug den Stuch,
Den ich verdienet habe.

Ich lebe, aber nun nicht ich,
Nein, Christus ist mein Leben;
Er selber nennt den Weinloß sich
Mich aber seinen Neben.
So wird er mir auch Kraft verleihn,
Mich gründen, trösten, stärken,
Mir Hülfe Rath und Beistand sein
In allen guten Werken.

Ich lebe, aber nun nicht ich,
Nein, Christus ist mein Leben;
Drum will ich ihm auch würdiglich
Zu wandeln mich bestreben.
Ein Vorbild, dem ich folgen soll,
Hat er auch mir gelassen;
Das will ich täglich Dankes voll
In Herz und Auge fassen.

(Aus L. Grote: Singet dem Herrn.)

Was da sei im Geist wandeln.

So zeigt nun St. Paulus an mit diesem Wort, wandelt im Geist, wie er den Spruch wolle verstanden haben, den er droben gesetzt hat: durch die Liebe diene einer dem andern; item, die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung; will also sagen: Wenn ich euch heiße, daß ihr euch unter einander lieben sollt, will ich das von euch haben, daß ihr im Geist wandeln sollt. Denn ich weiß wohl, daß ihr das Gesetz nicht erfüllen werdet, sintemal euch die Sünde anhanget, so lange ihr auf Erden lebet; derhalben es nicht möglich ist, daß ihr das Gesetz recht und vollkommenlich erfüllen könnt. Doch befeiziget euch gleichwohl deß, daß ihr im Geiste wandelt, das ist kämpfet und streitet durch den Geist wider das Fleisch, und folget dem, dazu euch der Geist treibet.

Darum will St. Paulus, daß wir im Geist sollen wandeln, auf daß wir des Fleisches Lust nicht vollbringen. Als wollte er sagen: Wenn ihr schon zu Zorn oder Haß bewegt werdet wider einen Bruder, der euch beleidiget, oder etwas entgegen handelt, so sehet doch zu, daß ihr durch den Geist dem bösen Willen widerstehet, haltet ihm seine Schwachheit zu gut, und liebet ihn, nachdem als geschrieben steht:

Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Denn obgleich dein Bruder zum Fall kommt, oder dir Leid thut, ist und bleibet er gleichwohl nichts desto weniger dein Bruder; ja es ist nimmermehr so noth, daß du die Liebe gegen ihn erzeigest, als wenn er gebrechlich ist, und dich beleidiget hat. Und das Gesetz, das da sagt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, fordert eben das, das dir allhier gesagt wird; nämlich daß du des Fleisches Lust, welches immerdar beißen und fressen will, wenn's beleidiget wird, nicht vollbringen sondern ihm durch den Geist widerstreben, und in der Liebe gegen deinen Nächsten fortfahren und beständig bleiben sollst, ungeachtet, obgleich dein Nächster an ihm nichts hat, dem du hold und günstig sein möchtest.

(Luther zu Galater 5, 16.)

Evangelium Luca 17, 11-19.

Nicht an Bitten allein, sondern am Bitten und Danken wird ein Mensch Gottes erkannt, gleichwie die flehentlichsten Psalme mit Lob und Dank zu schließen pflegen. Denn das Anrufen in allen Nöthen findet sich schon. Wenn die Noth an Mann geht und die Menschenhülfe zerrinnt, so werden sie fromm. Aber es ist nicht der Glaube, der etwa aus einem Schlimmer erwachte, sich auf sein Kindesrecht besänne und zu dem himmlischen Vater Zusucht nähme; es ist in zehn Fällen neunmal die Angst des Fleisches, das nicht sterben will. Denn wenn die Hülfe herinkommt, so geht die Frömmigkeit hinaus, vielleicht sogar als ein unehrlicher Gast, dessen man sich hinterher schämt. Nimm dir den Text recht zu Herzen; wir werden am jüngsten Tage durch nichts so tief gebeugt werden als durch die Erkenntniß unseres schändlichen Undanks. Der Herr ist gütig über die Undankbaren und Boshaften, damit sie keine Entschuldigung haben; über uns aber ist er gütig, damit wir etwas seien zum Lobe seiner Herrlichkeit. Dennoch können wir das Danken vergessen, wohl gar fragen: wofür soll ich danken? Undank ist Unglaube und macht arm; aber der dankende Glaube empfängt Zwiefaches von dem Herrn, zu der Gabe auch die Gnade.

(D. L. Petri, Summarien.)

Von der Verfälschung des göttlichen Wortes.

(Schluß.)

Nun sollen wir uns ernstlich warnen lassen vor aller Verfälschung des göttlichen Wortes und uns

nicht theilhaft machen derselben, weder indem wir selbst fälschen noch gefälschte Lehre anhören und annehmen.

Denn für's erste zeigt Gott durch reichliche Verdammungssprüche über die, so sein Wort fälschen, wie hoch und schwer Er dadurch gelästert werde. Sehet nur hinein in die Propheten (Jesaja 5, 20; Jeremia 14, 14. 15; Ezechiel 13, 3.), wie Gott den Fälschern zürnet, wie er zumal die bedrohet, welche aus süß sauer und aus sauer süß machen, welche die Predigt des Gesetzes zur Verdammniß versüßen, die doch bitter sein soll, und versäuern die Trostpredigt des Evangelii, die doch süß sein soll. Kann auch Gott schwerer gelästert werden, denn durch Verfälschung seines Wortes? Nein! Denn gerade durch sein Wort hat Gott seine Ehre recht aufgerichtet in aller Welt, durch sein Wort auf's hellste offenbaret seine Majestät beides in seiner Heiligkeit wie in seiner Liebe. So sagt auch die Schrift selbst: „Du hast deine Ehre über alles groß gemacht durch dein Wort. So kann denn auch keine gränlichere Lästerung und Schändung Gottes geschehen als durch die Fälschung seines Wortes, und kann kein frecherer Rebell sein wider den Herrn, denn der seine Lügen an Stelle der göttlichen Wahrheit setzet und predigt seine Lüge in Gottes Namen. Darum auch unser lieber Luther es mehrfach ausspricht, daß keine Sünde größer ist denn die, daß man Gottes Wort fälsche. So spricht er in der Auslegung des achten Gebotes: Wieder dies Gebot sündigen zum ersten alle Lehrer —, die ihren Jüngern falsche Dinge lehren. — Das achtet Gott für eine solche große Sünde, daß sonst keine Sünde in der Schrift so oft und hart gestraft wird durch alle Figuren und Weissagungen (L. A. IV. 76). Und zu I Thess. 4: Es ist aber ein groß Lob und Ehre der Thessalonicher, daß sie in der Lehre und Erkenntniß des Glaubens recht geblieben sind, mehr denn die Corinthier und Galater; aber sind vielleicht in diesen groben äußerlichen Stücken gebrechlich gewesen. Und wie wohl solche Gott auch strafet, so man sie nicht meiden und lassen will, so sind sie doch leidlicher, denn die großen Stücke, da man im Glauben und Lehre fehlet, und gemeinlich mit zeitlicher Rache gestrafet werden (L. A. III. 418.). Ferner zum Evangelium am Tage Johannis des Täufers: Ich habe vorhin gesagt, daß ein ander Ding ist die Lehre und das Leben; darum sollt ihr's ja wohl scheiden: denn

Gott ist nicht so viel gelegen am Leben als an der Lehre. Darum läßt er die Seinen oft straucheln im Leben, wie wir des viel Exempel in der Schrift lesen; aber was die Lehre angehet, da hat er sie kein Haar breit fallen lassen, denn ein böses Leben ist nirgend so schädlich, als eine böse Lehre (L. A. IV. 597.).

Ja, welch Verderben kommt nicht aus der Verfälschung des göttlichen Wortes! Sowohl da, wo dasselbe in einzelnen Lehren gefälschet wird, als sonderlich da, wo sie geschieht durch Vermischung des Gesetzes und des Evangelium. Denn wo die letztere herrschet, da können ja die Seelen weder zur richtigen Erkenntniß ihrer Sünde und Verdammniß gebracht und also zur Reue bewegt werden, noch auch können sie theilhaft werden der seligmachenden Erleuchtung in der Erkenntniß des einigen Seligmachers Jesu Christi. Hier gilt recht unseres Luthers Wort: Zum ersten sündigen am allerschwersten wider dies Gebot die Lehrer der heiligen Schrift, wenn sie das Wort Gottes verkehren und fälschlich auslegen oder nicht recht zusammenfügen. Denn daraus kommt, daß von einem nicht recht geredeten Spruche **die Seelen getödtet**, oder zum wenigsten die Gewissen gemartert werden.“ Und wie nennet Luther mit allem Recht solch falsche Lehrer eine schœpliche Pestilenz, indem er in der Auslegung des ersten Psalm v. 1. schreibt: Der alte Lateinische Text aus dem Griechischen heißt ihren **Nat h** oder **Le h**re nicht unrecht eine Pestilenz. Denn es ist keine so schädlich an den Körpern, als die gottlose Lehre denen Herzen und Seelen schadet, **S h**r Wort, spricht Paulus 2 Timoth. 2, 17, frisset um sich wie der Krebs. Wie nun kluge und verständige Leute in der Schrift, Gesundheit der Welt genannt werden, wie im Buche der Weisheit (6, 26) stehet: also werden diese Gottlosen auch billig und recht eine Pestilenz der Welt geheißten. Es ist aber keine Täuscherei schädlicher, denn wenn man der Seelen, die da dürstet nach der Wahrheit, **tödtliches Gift** sürsetet und darreichet (L. A. IV. 433.).

Sehen wir also an, wie eine Lästerung Gottes und eine Verderbniß der Seelen alle Verfälschung des göttlichen Wortes ist, so sollen wir ja uns ernstlich warnen lassen, beide, Lehrer und Hörer, daß wir davor uns hüten. Und das um so mehr, wenn wir ansehen, wie es mit unserem Fleisch und natürlichen Art hie stehet.

Einmal sind wir dem natürlichen Wesen noch gar gleichgültig dagegen, ob Gottes Wort recht gelehret wird oder nicht. Nichts ist mehr zu beklagen, denn daß in solcher Gleichgültigkeit gar so viele stecken, die sich doch Christen nennen und sollten wissen, daß doch nichts anderes zur Seligkeit dienet als das ungefälschte Wort Gottes. Ei, was achtet ihr doch so viel auf allerlei äußerliche Dinge, Brauch und Ordnung, ob die recht sind und nach Ordnung geschehen, und schlägt es so wenig an, ob Gottes Wort rein und recht, unverfälscht und unvermischt euch vorgelegt werde. Bedenket, daß solche Gleichgültigkeit gegen rechte Lehre eben ist des verdammten Fleisches Art und der blinden Vernunft, welche immer falschen Gottesdienst aufriecht und dahinter läßt, was Gottes allerhöchste Ehre ist.

Aber es steckt im Fleisch noch viel ärgeres denn bloße Gleichgültigkeit gegen unverfälschte Lehre, näm-

lich ein ausnehmendes Wohlgefallen an der gefälschten Lehre, zumal an derjenigen, welche in der Vermischung von Gesetz und Evangelium besteht. Solch ein schändlicher Lehrbrei, da Gesetz und Evangelium in einander gemischt sind, dünkt doch das Fleisch die köstlichste Speise; und was lobt nicht das Fleisch solche Propheten, die diesen Brei wissen mit schönen Zuthaten von Mührungen und süßen Worten vorzusetzen. Ist doch der Weg solcher Lehre so bequem, als ihn das Fleisch nur wünschen mag. Denn es höret da kein Gesetz, das verdammet, und behält also rühmen und proken und prahlen mit eigener Gutheit und Rechtschaffenheit, und höret doch auch von Christo und kann geschwind sagen: ich habe ja Christum, wenn die eignen Werke im Gewissen den Stich nicht wollen halten. Wiederum treibt solche Lehre nicht, wie hoch noth ist, auf Christum allein trauen und an ihn sich allein hängen, und läßt also dem Fleisch den angenehmen Wahn, es habe Christum nicht allein nöthig sondern dürfe auch auf sich selbst etwas bauen. — Dagegen hat alles Fleisch die eigne Vernunft, Herz, Gemüth und Geist den feindseligsten Widerwillen wider die rechte Lehre, da es hören muß, es sei alles Fleisch verdammlich mit seinen besten Werken und gottlos in seiner höchsten Frömmigkeit, und komme Gerechtigkeit nur durch den Glauben an Christum der die gottlosen gerecht macht. Weils denn also stehet, daß wir von Art und Natur hohen Gefallen haben an der falschen Lehre und das giftigste Mißfallen gegen die rechte Lehre, daß auch solches Fleisch uns immerdar anhänget, so sollen wir doch nicht faul und sicher sein, als könnte es ja so leicht nicht geschehen, daß wir Gottes Wort fälschen oder gefälschte Lehre annehmen, sondern sollen Gott bitten, daß er uns lasse, achten auf die Gefahr und mache uns wacker und helfe uns, daß der große Schatz rechter Lehre behütet werde. Ja, das helfe uns Gott, daß, wo wir schon vor ihm uns schuldig geben müssen gar vieler Gebrechen in Leben und Wandel, wir doch in dem einen Stück Ihm die schuldige Ehre geben, daß wir nicht sind wie Etllicher Viele, die Gottes Wort verfälschen.

Nuser's Herrgotts Sandlanger.

Erzählung von N. F r i e s.

(Fortsetzung.)

4.

Die stille Heerde und ihr Hirt.

Ja, da stand an einem frisch gegrabenen Grab Peter Karst, der Todtengräber. Das Grab war noch nicht ganz fertig. Der Alte ruhte ein wenig aus. Es war so warm. Die hellen Schweißperlen standen ihm auf der kahlen, runzelvollen Stirn, um welche spärlich die weißen, dünnen Haare hingen, wie die letzten welken Blätter im Baum zur Herbstzeit. Er stürzte sich mit der einen Hand auf den blanken Spaten, der schon so Manchem die letzte Ruhestätte bereitet, die andere trocknete mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Dabei hingen die Augen fest an dem halbvollendeten Grabe, als könnten die Blicke sich nicht davon losreißen, weil die Gedanken sich mit hineingegraben hatten! —

Vinchen beobachtete den Alten schon aus der Ferne. Sie wußte, daß er sie doch nicht hören werde, wenn sie ihn rief. So kam sie leise heran und

stellte sich neben ihn. Er hatte jetzt beide Hände auf den Spaten gestützt und blickte unverwandt in das Grab. — Es war ein eigentümlicher Anblick, die Beiden da nebeneinander! Das verwitterte, graue Alter und die blühende rosigte Jugend am Rande eines Grabes! wer sinkt denn wohl zuerst hinein? — es gilt auch hier: Zeit und Stunde hat der Vater seiner Macht vorbehalten! —

Das Mägdelein hatte seine eigne Art mit dem Alten, sie liebte ihn in Ehrfurcht, sie diente ihm, wo sie konnte, mit einer zarten Berücksichtigung seiner Schwächen und Eigenheiten, daß es rührend anzusehen war. Jetzt legte sie ihm leise ihre kleine Hand auf die Schulter, beugte sich vor und blickte ihm von unten herauf in's Gesicht. Denn das mußte sie aus Erfahrung, wenn er ihr nur in's Antlitz sah, dann lehrte er aus seiner Welt wieder in diese Welt zurück. Der alte Mann war sich freilich selber nicht klar darüber, aber er hing mit großer Liebe an dem Mädchen, sie war ihm unentbehrlich geworden in ihrer stillen, sinnigen Weise, sie konnte seine Reden verstehen und darauf eingehen, die den Andern oft so wunderbar erschienen, ja sie konnte mit ihm scherzen, daß auf seinen alten, ernstern Zügen es noch spielte, wie der Sonnenstrahl auf seinen Gräbern draußen! —

Jetzt sagte Vinchen freundlich: Väterchen, wir gehen heim, es ist Mittag! — Aber der Alte hörte noch nicht darauf, er war noch in seiner Welt: Ja, sagte er, wir gehen Alle heim! ich grabe hier dem alten Vogt die Pforte offen zum Heimgang! ich hab' gedacht über sein langes Leben, über den weiten, weiten Weg, den er gewandert, bis er an diese Pforte gekommen! ich hab' ihn gekannt, als er jung war, — was war's ein lustiger König beim Schießen und Reiten, wie flatterten die Bänder vom Hute, wie bligten die Schilder auf der Brust! was war's ein wilder Soldat in vieler Herren Länder! — und dann, als er selber Söhne bekam, die eben so lustig und wild waren wie er, was war's ein strenger Vater, wie reizte er seine Kinder zum Zorn und erbitterte ihre Herzen, daß sie Alle von ihm gegangen sind weit in die Fremde hinaus, so weit, daß sie nicht haben kommen können zu seinem Sterben und Begrabenwerden, daß fremde Hände ihm die Augen zugedrückt und das Todtenhemd angezogen haben! — sie werden kommen das Erbe zu theilen, aber mich soll's doch verlangen, ob wohl Einer von ihnen kommt an dies Grab! — Der Alte schüttelte, wie mißbilligend das Haupt! — Vinchen vermochte es nicht über sich, ihn sogleich wieder zu mahnen, sie stand neben dem Alten mit gefalteten Händen und blickte eben so ernst auf das frische Grab. Es war gut, daß die Alte daheim sich auf ein halb Stündchen Zögern bereit hielt! —

Es war ein eigen Ding mit Peter Karst, dem Todtengräber, in einem Hause zu wohnen und an einem Tisch zu essen, und gehörte dazu wirklich geduldige und sanftmüthige Liebe. Seine Welt war die Welt der Gräber, das Reich des Todes, darin lebte und webte er, da war er daheim; — für die gewöhnlichen Dinge dieser Zeit und Welt war er wie abgestorben; was er in den Löffel nahm, mußte er kaun, und Mutter Klein pflegte an Festtagen halb ärgerlich zu sagen, das schöne Festessen sei an ihm verschwendet; und wenn Vinchen nicht treu darauf achtete, wie oft wäre er ohne Noth und Mühe bei kaltem Winter hinausgegangen an seine ernste Arbeit.

Aber wie treulich sorgte er für die Todten, die er seine Todten nannte; wie sorgsam hütete er des Kirchhofes, wie hielt er die Gräber so ordentlich und sauber; wie empfindlich pflanzte er die Bäume und Blumen auf alle die Hügel und wie blühten und dufteten sie um ihn her die Rosen, die Lilien in der schönen Sommerzeit. — Da waren am besondern Platz alle die kleinen, schmalen Hügel, die Kindergräber. Wenn Peter Karst da zu thun hatte, entweder ein neues Plätzchen zu bereiten oder die alten zu säubern — dann war er in sich so still vergnügt, so voll Gottesfrieden; er hatte es einmal dem Vinken gesagt: hier spielte er das Wehen der Taufgnade, und merke deutlich die Gesellschaft der heiligen Engel, denn das habe der Heiland ja selber gesagt, der Kindlein Engel sähen das Angesicht ihres Vaters im Himmel, also würden sie sich doch auch wohl drum kümmern, wo denn der reine, unbefleckte Leib ihrer Schutzbefohlenen hingebettet werde! — hatte er dagegen in jenem Winkel an der Mauer zu thun, wo die Unglückseligen unter den Menschenkindern, die Selbstmörder, begraben lagen, ohne Klang und Sang eingeschart — ach, wie war der Alte da so belastet; wie keuchte seine Brust bei jedem Spatenstich, wie zitterten ihm die alten, sonst noch so rüstigen Hände! Da war es ihm in seiner Seele, als blide er in eine schwarze, bodenlose Finsterniß, als hörte er von ferne das Heulen und Zähnelappen; da ging es immerfort wie leises Gemurmel über seine Lippen: Gott sei uns Sündern gnädig! Gott sei uns Sündern gnädig! —

Und wie hatte er's doch so feierlich und wichtig bei den Begräbnissen. Da vergaß er's nie den dunkelblauen, langen Rock anzuziehen, mit zwei Reihen schwarz überzogener Knöpfe, und den hohen Hut aufzusetzen, dessen Farbe freilich durch langen Gebrauch etwas in's Rötliche spielte. Während die Träger um die Kirche gingen, hielt er am offenen Grabe Wacht und folgte dem Sarge mit unverwandten Blicken, so daß er sich allmählig, ohne es zu wissen, von Westen nach Osten drehte. Waren sie dann beim Grabe angelangt, so begrüßte er sie mit dem Hut in der Hand. Dann war's sein Amt, das schwarze Tuch mit dem weißen Kreuz abzunehmen, womit die Särge bedeckt wurden. Und wie sorgsam leitete und hütete er das Hinablassen der Särge in die Gräber! man ward unwillkürlich an die Mutter erinnert, die auf ihren Armen das Kind sorglich in's Bette legt. Damit war der erste Theil seiner Thätigkeit zu Ende. Nun trat der Pastor an's Grab und Peter Karst trat ganz in den Hintergrund, hinter all' den Leidtragenden. Aber seine Seele war bei dem geredeten Wort. Wie tief neigte er das weiße Haupt bei dem Jesusnamen! Wie fest faltete er seine Hände bei den Worten: „Von der Erde bist Du genommen, zur Erde sollst Du wieder werden, aber aus der Erde wird auch Dich der Herr Dein Gott einst wieder auferwecken!“ — Oft sah der Alte dabei ganz fröhlich aus, denn er dachte an die Ruhe der Heiligen; oft aber lag ein tiefer Schmerz in seinen Zügen, denn er dachte an die Auferstehung zum Gericht! — Wenn dann die Träger das Grab halb zugeworfen, während des Gefanges: Nun laßt uns den Leib begraben, — trat der Todtengräber heran und mit einer feierlichen halbkreisförmigen Bewegung des alten Hutes über das offene Grab hin, gab er das Zeichen, es sei genug! — Wenn sie dann Alle weggegangen waren, und es ganz still und einsam geworden war am

Grabe, dann kam Peter Karst wieder. Zuerst betete er ein stilles Vater-Unser, das dauerte aber oft länger, als man zu einem Vater-Unser gewöhnlich gebraucht, er mochte wohl noch etwas hinzuzufügen oder hineinzulegen haben! Dann nahm er so ernst seinen Spaten und legte die übrige Erde so leise und behutsam auf's Grab, als schene er sich, Schlafende zu wecken. Zuletzt ward der kleine Hügel, dem wir Alle nicht vorbeikommen, sorgfältig geglättet und festgemacht, die Grassoden herumgelegt, und die Kränze ausgebreitet! Darauf betete der Alte zum Abschied.

Wenn er dann heimkam, holte er das große, schwarze Grabbuch aus der Schieblade, und trug mit seinen altmodisch geschmückten, aber festen Schriftzügen den Namen Dessen an dem rechten Ort des Buches ein, den die Welt nun einen Begrabenen, Peter Karst aber ein Schaf der stillen Heerde nannte, die unter seiner Hirten-Obhut stand! —

Es konnte wohl nicht anders sein, als daß an eine so eigenthümliche Persönlichkeit sich allerlei Aberglauben knüpfen mußte. Da erzählten sich die Weiber in den Spinnstuben, wenn es einen Todten gäbe, dann bewegten sich die Spaten, die blankpolirt an hölzernen Pföcken in Peter Karst's Stube hingen, und das zöge wie ein leises Klingeln durch die Luft. Da erzählten sie, der Alte gehe in der Neujahrsnacht auf den Kirchhof und könnte sehen, wie aus den weit geöffneten Kirchthüren in langer Reihe Alle hervorkämen, ihren Umzug zu halten über den Kirchhof, die im nächsten Jahre sterben würden. Da erzählten sie, er könne bei nächtlicher Weile sehen, wer in den Himmel und wer in die Hölle gekommen; auf den Gräbern der Seligen brenne es wie ein weißes stilles Licht, und auf den Gräbern der Unseligen brenne eine feurige, wilde, rothe Gluth. — Er selber hatte niemals auch nur mit einem Wörtlein Anlaß zu so tollem Gerede gegeben. Ja als einmat ein vorwichtig Weiblein gefragt nach den weißen und rothen Flämmchen, da hatte er ihr kurz geantwortet, sie solle sich nur bei Zeiten davor hüten, daß ihre Zunge nicht zu einem Feuer werde, davon der Apostel Jakobus schreibe, daß es einen ganzen Wald anzünde, — dann werde es mit der rothen Flamme auf ihrem Grabe dereinst wohlkeine Noth haben. Die hatte dran genug und fragte nicht wieder! —

Das hatte allerdings seinen guten Grund, wenn man den Alten bei Nacht zwischen den Gräbern sah. Mit seinem Schlaf war es nämlich gar mißlich bestellt, besonders vor Mitternacht. Da stand er denn oft aus dem Bette wieder auf, und trat an's Fenster, wo er seine stille Heerde vor sich liegen sah, und wenn dann die klare Sommernacht so still sich drüber breitete mit dem glänzenden Sternenhimmel, wenn die Linden so lautlos standen und kein Blatt sich rührte, dann zog es ihn hinaus, eine Weile hin- und herzuwandern, bald an diesem Kreuz, bald an jenem Stein stille zu stehen und sich in Gedanken der Vergangenheit einzusenken. Das that ihm wohl. Ja, er wußte kaum, wenn es schöner draußen war, in solcher stillen Sommernacht, oder wenn der Mond bei klarem Winterfröst am Himmel hing, die ganze Gegend taghell durchleuchtend, wenn der Schnee so weich und blendend über den Gräbern lag, an den schwarzen Kreuzen hastete, alle Ecken und Winkel mit sanften Wellenlinien umgiehend, — da war's ihm immer, als habe der Herrgott selber seinen Todten ein weißes Feierkleid an-

gezogen, und wenn er dann in der todesstillen Nacht zwischen den Gräbern stand, da dachte er an die weißen Kleider Derer, die da kommen aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes! —

Wie oft hatte er in solchen Nächten, wenn der Hammer droben im Thurm ausholte und die zwölf Schläge der Mitternacht so ernst und gemessen über den Kirchhof und das Dorf mit all' den Schläfern, in den Gräbern wie in den Betten, hintönten, leise sein Köpfelein gezogen und es zwischen die gefalteten Hände nehmend, mit dem Liebe gebetet:

„Schallt zu Mitternacht Geschrei nun:
„Sieh, Er kommt! geht Ihm entgegen!
„Nehm' in Demuth ich mich selber.“

„Unterm Hosiannarufen
„Werb' ich mich zu Seinen Füßen:
„Herr, gib mir ein weiß Gewand! —“

Man darf nun aber nicht glauben, daß Peter Karst ausschließlich nur mit und für die Todten lebte. Kamen die Lebenden in sein Bereich, traten sie ein in seine Welt, so war er auch gern bereit, ihnen zu dienen, in schlichter, demüthiger Weise. Konnte man ihn in Wahrheit unter den Gräbern, worin die Todten dem Tage der Auferstehung entgegenharrten, einen Handlanger seines Gottes nennen, so auch schon oftmals an den Lebenden. Davon wußte manche bis zum Tode betrübte Seele, die an einem frischen Grabhügel gestanden mit heißen Thränen, zu sagen und zu rühmen. Ohne daß sie's merkten, die Leidtragenden, stand der Alte plötzlich neben ihnen, und wenn sie die nassen Augen abtrocknen wollten und davon gehen, dann schauten die alten ernststen, treuen Augen sie so wohlthuend und erquicklich an, daß das betrübte Herz von selber sich aufthat, und der Mund überging von dem, daß das Herz voll war. Da hörte der Alte so ruhig, so theilnehmend, so geduldig zu, — dann zuletzt hob er ganz sanft und leise an und erzählte von all' dem traurigen Sterben, das schon an ihm vorübergegangen, erzählte von Diesem und Jenem, der auch so schmerzlich beweinet und so tief betrauert, hernachmals aber habe es sich herausgestellt, daß der Herr ihn gerade zur rechten Zeit abgerufen. Und durch sein Erzählen ging es als Grundton: „Was ich jetzt thue, das wisset ihr nicht, ihr werdet's aber hernachmals erfahren!“ — War das Klagen aber gar zu ungeduldig, und das Trauern so ganz ohne Hoffnung, dann faßte der Alte die Seelen auch wohl ernstlich an, und rüttelte sie auf mit der Frage, ob sie denn nichts wüßten von Dem, der dem Tode die Nacht und den Stachel genommen, nichts davon wüßten, daß Christenleute nicht trauern dürften als Solche, die keine Hoffnung hätten! Da hatte Mancher ihn ganz erstaunt angesehen, Mancher hatte ihm unwillig den Rücken zugewandt, Mancher war aber auch stille geworden und hatte sich gebeugt unter das gute, heilsame Wort. —

Ja, einmal hatte der Alte ein Erlebnis gehabt, woran er noch oft zurückdenken mußte. Der, den's betraf, lag nun auch schon lange in seinem stillen Grab, unter der stillen Heerde, daß er aber in Fried' und Freud' hingegangen, und ein stilles seliges Sterbestündlein gehabt, das dankte er nächst seinem Gott keinem Andern als Peter Karst, dem Todtengräber! Die jungen Burfsche hatten eine Lustbarkeit gehabt, und die letzten Nachzügler, die bis Mitternacht drüben beim Sternemirch gezecht hatten, gingen mit lautem Singen und wüßtem Geschrei auseinander.

Drei zogen Arm in Arm die Dorfstraße hinab, Einer, sie nannten ihn den schwarzen Jakob, taumelte über den Kirchhofs-Steig. — Der alte Todtengräber machte wieder einmal seine nächtliche Runde, und trat unversehens hinter einem Leichenstein vor, dem trunkenen Burschen in den Weg, von dem er nach seiner Weise nichts gesehen und gehört hatte. Der schwarze Jakob taumelt entsezt zurück, will quer über den Kirchhof vor dem vermeintlichen Gespenst davonlaufen, stößt mit dem Fuße an eins der Kopfbretter, schlägt sich an einen Grab-Stein und bleibt bewußtlos liegen. Der Alte hob den Burschen auf, lehnte seinen Kopf an ein Kreuz und setzte sich ruhig neben ihn, bis er die Augen wieder aufschlug. Was die Beiden da in der stillen, dunklen Nacht miteinander verhandelt, hat Niemand erfahren, aber es mag wohl recht Ernstes gewesen sein, denn seitdem ging der schwarze Jakob nicht mehr in's Wirthshaus, sondern in's Gotteshaus, und führte ein stilles, gottseliges Leben bis an sein Ende. — Die alten Weiber im Dorfe sagten, er habe in jener Nacht eine Erscheinung gehabt auf dem Kirchhofe! — Peter Karst aber, als er ihm sein Grab grub, hatte andere Gedanken, er ging noch einmal das Begebniß jener Nacht und die ersten Gespräche durch, die sie damals miteinander gepflogen, und der Schluß war ein: „Lobe den Herrn, meine Seele!“ Die Leute, die ihn so lange an diesem Grabe stehen sahen, dachten bei sich, heut könne der Alte sich doch gar nicht wieder wegfinden. —

(Fortsetzung folgt.)

Betet ohne Unterlaß.

(Nach dem Norwegischen.)

In einem Kreise von Christenleuten kam einmal das Wort zur Sprache: *B e t e t o h n e U n t e r l a ß*, und man war allgemein der Ansicht, diesem Befehl nachzukommen, sei keine leichte Sache. Das Dienstmädchen des Hauses, welches das Gespräch mit angehört hatte, konnte sich nicht enthalten, ihre Verwunderung auszudrücken. „Wie“, sagte sie, „könnt ihr das schwer nennen? Ich kann mir in der ganzen heiligen Schrift nichts leichteres denken.“ „Wie verstehst du das?“ fragte sie der Hausherr; „kannst denn du ohne Unterlaß beten?“ „Ja“, war die Antwort. — „Wie? du mit all deiner vielen Arbeit?“ — „Ja, lieber Herr; je mehr ich zu bestellen habe, desto mehr bete ich.“ — „Ei, so sag uns doch, wie du das anstellst; die meisten Menschen, die so beschäftigt sind, wie du, reden ganz anders.“ — „Nun gut, lieber Herr, das will ich Euch sagen. Wenn ich des Morgens aufwache, sage ich: Herr öffne mir die Augen des Verständnisses; beim Ankleiden sage ich: Herr kleide mich in deine Gerechtigkeit; wenn ich mich wasche, bete ich zum Herrn, daß er mich rein wasche von aller Sünde; beim Anfang des Tagewerks bitte ich ihn um seine Kraft und Stärke; wenn ich das Feuer anzünde, bitte ich Gott, daß er das Feuer seiner Liebe in mir anzünde; wenn ich das Haus auskehre, daß er mein Herz reinige und fege vom Unrath der Sünde; wenn ich das Frühstück richte, bitte ich um das Manna und die lautere Milch des Evangeliums; beschäftige ich mich mit den Kindern, so liegt es mir wiederum nahe, Herz und Gedanken zu Gott dem himmlischen Vater zu erheben und ihn zu bitten um kindlichen Glauben und ein kindliches Herz. So geht es den ganzen lieben langen Tag, und ich finde es gar nicht schwer.“

— „Genug, genug mein Kind“, rief jetzt der Herr des Hauses; „bleibe du dabei, so ohne Unterlaß zu beten. Ja, so bleiben oft solche Dinge den Weisen und Verständigen verborgen, nachdem sie den Unmündigen längst offenbart sind!“

(„Ev. Luth. Kirket.“)

Die japanesische Regierung,

darüber kann kein Zweifel obwalten, sieht die Verbreitung des Christenthums sehr ungern, aber da sie nun einmal den Weg der Reformen in der Richtung gegen uns Abendländer eingeschlagen hat, kann sie doch das Fragen nach Religion nicht unterdrücken. Die Ortsbehörden benehmen sich in solchen Fällen sehr verschieden, je nachdem sie selbst zu der großen Frage stehen.

In Hakodate z. B. ist die Obrigkeit feindlich gesinnt. Missionar Dening (früher in Madagaskar) hat dort seinen ersten Bekehrten am Pfingstfest getauft, und der Mann hatte dafür allerhand Verfolgungen auszustehen. Aber demungeachtet predigt der Missionar dreimal in der Woche und hat bis auf 150 Zuhörer. Viel mehr würden kommen, wenn sie sich nicht fürchteten. Der Gouverneur zeigte sich sehr ärgerlich, als er erfuhr, daß ein Kaufladen in der Hauptstraße für diesen Zweck gemiethet sei; bisher war aller christlicher Unterricht nur in wenig besuchten Stadttheilen erteilt worden. Allein der bekehrte Japaner, dem man nun zusetzte, weil er das Haus auf seinen Namen gemiethet hatte, ließ sich nicht einschüchtern. Wieder und wieder mußte er auf die Polizei, auf's Oberamt z. gehen; man bedrohte ihn, doch ja nicht in seinem Hause von Jesu reden zu lassen. Er bekannte aber offen, daß er selbst ans Evangelium glaubte und also in diesem Punkte der Obrigkeit nicht gehorchen könne. Das alles wurde nach Tokoi (Jedo) berichtet, allein es schien keine Antwort kommen zu wollen. Dann ließ der Gouverneur dem Volk verbieten, diese Predigten zu besuchen, sandte Spione um die Anwesenden aufzuschreiben, ja trat einmal in höchst eigener Person hinein, um zu sehen, wer sich hineinwage. Am Ende hieß es, der Eigenthümer des Hauses solle an Geld gestraft werden. Trotz allem dem gehen die Predigten fort.

Ganz anders stellt sich die Sache in Okajama, einer Stadt von 130,000 Einwohnern, 40 Meilen westlich von Kobe gelegen. Der amerikanische Missionar Taylor fing mit dortigen Aerzten zu correspondiren an, erhielt hohe Besuche und endlich einen Paß zur Reise in diese bis jetzt unbetretene Stadt. Im April 1875 dort angelangt, wurde er gleich vom Polizeioffizier besucht und zugleich zu einem Festessen eingeladen (jeder Gast wird in Japan zu Festen mitgenommen). Als bald sagt ihm der Offizier, wie sie so durch die vollen Straßen gingen: alle diese Leute kennen den wahren Gott nicht; er selbst aber las im N. T. mit großem Anliegen und wünschte Aufschluß über allerlei schwierige Stellen. Nachdem das reichliche Mahl vorüber war, kamen der Gouverneur, der Vicegouverneur, und andere Beamte zum Missionar und baten ihn, doch lieber ganz herzukommen, und die Leitung des Spitals zu übernehmen. Er entschuldigte sich, das gehe nicht so leicht, denn er sei Missionar. Das verstanden sie im Augenblick, machten sich aber anheischig, die Erlaubniß für seine Niederlassung in Tokoi auszuwirken, worauf er seine Bereitwilligkeit ihnen zu dienen ausdrückte. Taylor schreibt:

„Ich erfuhr nun, der Vicegouverneur lese die Bibel und glaube von ganzem Herzen. In einem Feste Sonnabends fragte ich ihn, ob wir nicht den nächsten Tag beisammenfögen und die Bibel lesen könnten. Er war sogleich bereit und bot sein Haus dazu an. — Nun wußte ich aber von einem Studenten in Okajama, der nach Kobe gegangen war, um Medicin zu studiren, und dort sich zu Christo bekehrt hatte. Ich fand ihn endlich aus mit seiner gleichfalls bekehrten Frau und erfuhr, daß er die Bibel mit seinen Freunden lese, von denen zwei gläubig geworden seien. Von andern Bibellesern wußte er nichts. Ich hatte ihm also mitzutheilen, es gebe noch weitere, er solle nur morgen zum Vicegouverneur mitkommen. Wie froh war er! So hatten wir zwanzig der bedeutendsten Männer am Sonntag beisammen, und saßen dritthalb Stunden über dem ersten Kapitel des Marcus. Sie alle hatten die chinesische Bibel und so viel vom japanesischen N. T. als überhaupt übersezt ist. Am Schluß der Versammlung fragte ich sie, ob sie dieselbe nicht am nächsten Sonntag unter sich fortsetzen könnten? Sogleich bot der Vicegouverneur sein Haus dazu an und lud alle ein, während ich dem früheren Studenten zusetzte, er als getaufter Christ solle die Leitung der Versammlung übernehmen. Er hielt sich der Aufgabe nicht für gewachsen, doch der Vicegouverneur bat und ich versprach, ihm durch Uebersendung einer Bibelerklärung beizustehen. So drang ich durch: und wenn mein Besuch in Okajama sonst nichts genügt hätte, sehe ich ihn jetzt schon darum als gelungen an, weil er diese zwei Häuflein Bibelleser, die vorher nichts von einander wußten, zusammengeführt hat. War das eine ein Ableger der Kobe Gemeinde, so schreibt sich das andere von einem jung entschlafenen Japaner her, der in Amerika den Herrn gefunden hatte.“

„Seither hat mir der dritte Beamte geschrieben: „Gib uns zuerst das Evangelium, denn damit können wir nicht länger warten, und nachher das Spital!“ Ob nun die Oberregierung mir den Aufenthalt in Okajama gestatten wird, ist noch nicht entschieden; aber seither sind Abgeordnete von vier Provinzen eingetroffen, die mich gleichfalls einladen, ihre Spitäler zu leiten. Jedenfalls zeigt dieses Beispiel, wie Gott sein Werk in Japan an solchen Orten weiter führt, wohin bis jetzt kein Missionar vordringen kann.“ (Calw. Missbl.)

Etwas über die Heidenpredigt in Poreiar.

Von Miss. Hancock.

Erwartet nicht viel, wenn ihr von der Heidenpredigt in Poreiar hört. Es handelt sich hier in erster Linie um einen Nebenwed, die praktische Einübung der Seminaristen. Die beschränkte Zeit, die solch eine Anstalt für derartige Excursionen übrig läßt, die schwachen Versuche der Anfänger, die hier oft ihre maiden-speeches (Erstlingsreden) halten, dazu das geringe Terrain, das uns hier zu Gebote steht, treten auf allen Seiten einer ausgedehnteren und mehr systematischen Thätigkeit entgegen. Dazu kommt, daß Poreiar wie Trankebar ein besonders harter Boden in unfrem Missionsgebiete ist. Schon vor 5 Jahren sagte mir ein Missionar, er glaube, man solle gar nicht mehr in den Straßen von Poreiar predigen. Doch kommt und — sehet, oder vielmehr lesel.

Am Freitag Abend gegen 5 Uhr sammeln sich 2 Häuflein vor dem Seminarthore, eins unter Anführung des Candidaten David, eins für mich. In jedem sind 6—8 Mann, bestehend aus den Schülern der höhern Abtheilung des Seminars und mit mir gehen gewöhnlich 2 Schüler der Theologenklasse. Die erstern bringen ihre Singbücher und eine Geige mit, die letztern Tractate und Blüthen zum Verteilen. Wir theilen uns in das Gebiet, das wir heute besuchen wollen. Der Candidat mit seinem Häuflein geht zur Rechten, ich mit dem meinigen und mit dem Theologenschüler Samuel zur Linken. Auch Br. Bergstedt begleitet uns, um die Heidenpredigt aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wir gehen nach Katutscheri, einem nahegelegenen großen Dorfe. In einer halben Stunde haben wirs erreicht. Wir sind nicht mehr unbekannte Gäste. Denn schon manchmal haben wir hier die Stimme „der Rufenden“ erschallen lassen. Wir durchziehen die Straßen, um nach einem passenden Standort und einer angemessenen Zuhörerschaft zu suchen. Hier ist das große Haus des Dorfschulzen, wo wir vor einiger Zeit einmal eine lange Unterredung hatten, aber jetzt ist niemand vor demselben zu erblicken, wenigstens für uns ist niemand da. Dort ist die zahlreich besuchte Dorfschule. Da lernen in lärmender Weise meine kleinen Feinde, die Dorfschüler, die schon so manchmal durch ihr Lärmen, Schreien und Pfeifen mir das Predigen erschwert, oder unmöglich gemacht hatten. Darum gehen wir in eine Seitenstraße, wo viele Weber wohnen, die eben vor ihren Häusern den Aufzug von Frauenkleidern machen und halten endlich vor dem Hause eines wohlbegüterten Webers, der mir schon früher gern Gehör geschenkt hatte. Die Veranda ist mit mehreren Gästen angefüllt, darunter ein feister wohlgestalteter Bindaite, kenntlich durch eine silberne Kapsel am linken Arm. Ich frage sie, ob es ihnen erwünscht sei, etwas von der frohen Botschaft des Christenthums zu hören und da sie das bejahten, fing alsbald unser kleiner Chor an, einige christliche Lieder nach beliebigen Nationalweisen zu singen. Ein Schüler spielte die Begleitung auf der Geige. Dies zog viele Zuhörer herbei. Als sich ein Kranz um uns gebildet hatte, sprach zuerst der Theologenschüler Samuel. Er suchte seine Zuhörer durch eine Gleichnißgeschichte zu fesseln. Ein großer König ließ ein Gebot ausgehen, seine Untertanen sollten eine große Straße nach seiner Residenzstadt bauen und versprach allen denen, welche seinen Befehl ausrichteten, Theilnahme an den Festmahlzeiten seines Palastes. Die Untertanen aber versäumten aus Trägheit und Widerspenstigkeit solchen Befehl auszurichten und empörten sich sogar gegen den König, der ihnen solch ein schweres Joch auferlegte. Darob erzürnte sich der König und schloß die Anführer nicht allein von seinem Palaste aus, sondern er verhängte auch schwere Strafen, wie Gefängniß- und Geldstrafe, über sie. Aber dies jammerte den Sohn des Königs. Er sah wie die Gefangenen im Gefängniß schmachteten und ihre Familien im Elend verkommen, unfähig, so hohe Summen zu bezahlen, sah wie es ihnen allen unmöglich war, je an die für sie gedeckten Tische der königlichen Tafel zu kommen—und doch liebte er sie alle so sehr und hatte kein größeres Verlangen, als sie in seines Vaters Haus einzuführen und mit ihnen zu verkehren in Liebe und Freude, darum—entschloß er sich, das von ihnen Geforderte und zwar von der Gerechtigkeit unerbittlich Gefor-

derte zu leisten. Er stellte sich seinem Vater dar als Bürger für die Gefangenen, baute für sie zuerst den Weg zur Residenz mit eigenen Händen und erfüllte so das königliche Gebot. Aber damit war der Gerechtigkeit seines Vaters noch nicht volle Genüge geleistet. Es mußte die Schuld der Gefangenen bezahlt und ihre Strafe abgehülft werden. Auch das leistete der liebentbrannte Königssohn. Als er nun so ganz und gar der Gerechtigkeit und dem Befehl Genüge geleistet hatte, da eilte er in Liebesdrang zu den Gefangenen und brachte ihnen die frohe Botschaft von ihrer Erlösung und lud sie ein auf dem von ihm selbst gebauten Wege in die Königsburg zum Festmahle zu kommen. So viele nun seinem Rufe Folge leisteten, die fanden alle freudige Aufnahme bei dem Könige und saßen mit ihm und dem Königssohn, ihrem Erretter, zu Tische, getröstet über all ihr Leid, das sich nun in lauter Freude verwandelte. — Das ungefähr war das Gleichniß, gefärbt mit orientalischer Phantasie und vorgetragen mit indischer Lebhaftigkeit. Und nun folgte die Anwendung, in der er zu zeigen suchte, wie Christi thätiger und leidender Gehorsam die einzige Ursache unsrer Erlösung von den Sünden sei. Aufmerksam hörte man ihm zu. Samuels gewählte Sprache und seine eingestreuten Citate von Sprüchwörtern und Versen der indischen Poeten würzten den Vortrag. Manche nickten beifällig wie überzeugt von dem Gange der Argumentation. Als Samuel geendet, fangen die Schüler wieder ein Lied. Darnach stand ich auf und redete einige Worte zur Bekräftigung und Eindringlichmachung des Gehörten. „Keinen Trost und keinen Frieden habt ihr“, sagte ich, „im Leben und im Sterben. Wo kann Einer unter Euch sagen, daß er sich der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens getrösten könne? Solchen Trost giebt allein das Christenthum. Des sind wir Zeugen. Hier findet der Sünder, der an Christum glaubt, die felsenfeste Gewißheit, daß seine Sünden getilgt und Gott im Himmel ihm ein gnädiger Vater ist“ etc. etc. Ueber dieser Rede war es dunkel geworden und ein Heide bedauerte, daß wir nicht eher gekommen seien, denn über solche wichtige Sachen müsse man in Ruhe hören und sich unterreden. — Die Freude über meine Zuhörerschaft wurde mir aber etwas durch die Schulkinder gestört, die nach beendeter Schule herzugeströmt kamen und uns mit Schreien und Pfeifen aus dem Dorfe hinauszutreiben suchten. Aber ich kehrte um und fragte die Erwachsenen, ob sie solch unwürdig Treiben der Jugend billigten oder nicht demselben Einhalt thun wollten? Sie äußerten auch ihren Unwillen über den Lärm und stellten wenigstens für einige Zeit die Ordnung wieder her. Wir verließen das Dorf und saugen auf dem Wege noch ein Abendlied: („Nun ruhen alle Wälder.“ —). — So friedlich wie diesmal geht es aber bei der Heidenpredigt nicht immer her. Oft stoßen wir auf offene Opposition und können gar kein Gehör finden. Am schlimmsten ist es in Poreiar selbst. Eines Tages predigte hier der Candidat in einer der Straßen. Aber man wollte ihn nicht gewähren lassen. Man suchte ihn erst zu verspotten und als man damit nichts ausrichtete, griff man zu handgreiflicheren Argumenten, man bewarf ihn und seine Begleiter mit Sand und Ruhmist. David war gerade im eifrigen Gespräche mit einem Heiden begriffen, der ihn durch allerlei Fragen aufs Glatteis zu führen suchte. Da kam ein böser Bube gelaufen und brachte ein paar Hände

voll Sand, um sie über den Kopf des Candidaten auszuschütten. In der Hast versah er sich aber und schüttete seine Sandwolke über den Kopf des mit dem Candidaten redenden Heiden aus. Als dieser nun unter der Staubwolke pustete und sich die Augen rieb, endete die Scene mit allgemeinem Gelächter. Der besaubte Heide sah sich nun veranlaßt, gegen solch ein Treiben zu protestiren.

Diese und ähnliche Erfahrungen haben uns bestimmt, in Poreiar selbst die Straßenpredigt aufzugeben. Besser geht es in Privatgesprächen mit Einzelnen. So besuchte mich vor einiger Zeit ein angesehenener Tempelvorsteher aus Majaweram. Er war ein wohlbelebter und interessanter Mann. Er gab mir nach kurzer Unterredung ganz Recht, daß das Christenthum allein die wahre Religion sei. Nur könne er, sagte er, nicht über einige Fragen hinwegkommen. Eine Hauptfrage sei die Spaltung der Christenheit in mehrere Confessionen. Die sei doch ein bedenkliches Zeichen dafür, daß es mit dem Christenthum sich nicht anders verhalte als mit den heidnischen Religionen auch. Ich antwortete ihm mit 2 Gleichnissen. Ich verglich die Eine christliche Wahrheit mit einem Strome lauterer Wassers, der anfangs in einem Bette fließend allmählich sich in mehrere Arme getheilt in dem einen sich mit Schmutz und Lehm vermischt, in dem andern fast ganz in Sand verliert, während in einem dritten Arme, der über Felsgrund führt, das Wasser klar und rein blieb. Oder um die Ursache dieser Thatsache, die Untreue der Menschen zu zeigen, hielt ich ihm das Gleichniß eines Erbgesetzes vor, das der Vater unter seine ungleich gearteten Söhne vertheilte. Mein Hohepriester war hier ganz Ohr, denn Gleichnisse gelten dem Indier mehr als lange Beweise. Mit orientalischer Schmeichelpredigt versicherte er mir nun, daß dieser eine Zweifel, der ihn immer geplagt, gehoben sei. Doch müsse er noch mehr forschen über das Christenthum. Zuletzt bat er noch um einige Bücher für seinen Sohn.

Ebenso erzählte mir der Candidat David, mein Oberlehrer im Seminar, oft von Gesprächen mit seinen Nachbarn. Mehrere von ihnen erkannten die Wahrheit des Christenthums vollkommen an, nur wollten sie aus Furcht vor ihrer Verwandtschaft solcher Ueberzeugung nicht Folge geben. Denn die öffentliche Meinung ist in Indien so stark und vielleicht noch stärker als in Deutschland. Sie tyrannisiert die Einzelnen mit furchtbarer Macht.

Wie schwer wird es in Sonderheit jungen vom Christenthum angeregten Leuten durch die Ketten der Blutsverwandtschaft hindurchzubrechen. Die meisten vermögens nicht. Hier von ein Beispiel. Eines Tages kam in Poreiar ein junger etwa 16-jähriger Brahmine zu mir und bat mich um Aufnahme ins Seminar. Als ich ihm bemerklich machte, daß es eine christliche Schule und also nur für christliche Jünglinge bestimmt sei, legte er seine Bereitwilligkeit zum sofortigen Uebertritt zum Christenthum dar. Ich erkundigte mich nun nach seinen Verhältnissen und erfuhr, das er aus Negapatam stammte, wo sein Vater an einem Gerichtshofe ein Amt bekleide. Dieser Sohn hielt sich aber meistens in Poreiar bei seinem Großvater auf. Er hatte einige Zeit in unserer Centralschule in Trankebar gelernt und war so wenigstens im Allgemeinen mit den Hauptlehren des Christenthums bekannt geworden. Oftmals kam er des Nachts zum Candidaten, in dessen Nähe er wohnte, und hatte Un-

terredungen mit ihm über das Christenthum. So war in ihm der Entschluß gereift, Christ zu werden. Sein Großvater mochte wohl etwas davon gemerkt haben, er hielt ihn deshalb in strenger Aufsicht. Er suchte ihn immer so viel als möglich zu beschäftigen. Darum konnte der Jüngling nur heimlich zu mir kommen und mußte diese Besuche sehr geheim halten. Da ich durch mancherlei Erfahrungen gewizigt den Brahminen wenig traue, so hielt ich anfangs sehr an mich, und sagte dem Jüngling einfach, er solle mich öfters besuchen und sich mit der heiligen Schrift mehr bekannt machen, auch verhehle ich ihm die Schwierigkeiten, die mit dem Uebertritt zum Christenthum verbunden sind, nicht. Er ließ sich aber nicht abschrecken, kam immer wieder und machte Freundschaft mit den Seminaristen, selbst mit den Varias unter ihnen. Er klagte oft über seine Großeltern, daß sie ihm nicht erlaubten, in den von mir ihm geliehenen Büchern zu lesen und fragte mich, ob ich ihn aufnehmen wolle, wenn er sie verliesse. Das verwies ich ihm auf das Entschiedenste, denn das vierte Gebot verlange Gehorsam gegen die Eltern, auch gegen die ungerechten und der christliche Glaube könne ihn davon nicht entbinden. Wohl wußte ich, daß besonders Missionare in Bengalen in derartigen Fällen derartigen Jünglingen bereitwillige Aufnahme gewährt hatten, aber sie hatten damit ihrer Sache nicht genügt, sondern geschadet. In der letzten Zeit waren Stimmen unter ihnen selbst laut geworden, die das offen anerkannten. Die Feindschaft der Welt und oft gerade der nächsten Anverwandten ertragen, — das ist nun einmal die Christenprobe, und die, welche dieselbe nicht ablegen, oder umgehen wollen durch Zufluchtnehmen in dem gastlichen Hause des Missionars, können es nur zu einem schwächlichen Glaubensleben bringen. Aus diesen Rücksichten antwortete ich meinem jungen Freunde auf alle seine Bitten: „bleibe bei deinen Eltern, trotz ihrer Drohungen und wenn es sein soll, Grausamkeiten, aber bleibe standhaft bei dem Bekenntniß der Wahrheit.“ „Aber,“ erwiderte er, „wenn sie mich aus dem Hause jagen, oder mir Gewalt anthun wollen?“ „Dann“, sagte ich, „weißt du, wo du Zuflucht zu finden hast.“ So trieb ers eine Zeitlang. Da plötzlich eines Tages spät Abends kam er ganz athemlos zu mir gelaufen und erzählte mir, daß er eben mit Mühe den Mißhandlungen seines Großvaters entronnen sei. Er habe ihm offen gesagt, er wolle in der Missionschule lernen und darüber sei jener so zornig geworden, daß er vom Essen aufgesprungen sei und ihm habe Gewalt anthun wollen. Da sei er schnell davongelaufen und sei nun zu mir gekommen. Da es schon spät war, sagte ich, er solle ruhig hier in der Schule schlafen, morgen wollten wir weiter überlegen, was zu thun sei. Am andern Tage früh, da ich die erste Schulstunde hielt, kam plötzlich der Großvater des Jünglings in das Schulzimmer gestürzt, und fragte mich mit verstärktem Blick, „wo haben Sie meinen Sohn?“ Ich: „ich habe ihn weder geraubt noch versteckt, suche ihn selbst.“ Der Sohn war kurz vorher ins Dorf gegangen. Der Alte stürzte ohne ein Wort der Erwiderung wieder hinaus und da er ihn im Gehöft nicht fand, so rannte er ins Dorf zurück. Was dann geschah, weiß ich nicht. Kurz der Jüngling war und blieb verschwunden. Trotz aller Nachforschungen konnte ich lange Zeit keine Spur von ihm finden. Er hatte mir oft vorherge-

sagt, daß seine Eltern im Fall er sich zum Christenthum bekennen würde, ihn ergreifen und nach Tritschinopoli oder einem andern fernen Orte schicken und dort gewaltsam verheirathen würden. Dies schien jetzt geschehen zu sein. — Nach langer Zeit hörte ich auf einmal die Nachricht: „der Brahmine ist wieder da. Wir haben ihn auf der Straße gesehen.“ Auch ich begegnete ihm einmal. Es war aber eine totale Veränderung mit ihm vorgegangen. Die Verführungskünste und die Gewaltstreichs seiner Verwandten hatten es ihm angethan und die Ketten seiner Seele waren wieder fest um ihn geschlungen. So erstarb uns diese Hoffnung, wie schon so manche andre. —

Doch ich will mit einer erfreulicheren Geschichte schließen. Als die Cholera in Poreiar wüthete und besonders unter den Heiden viele Opfer forderte, kam eines Tages eine Mutter in Todesangst zu mir gelaufen und bat mich um homöopathische Medicin, die wir bei dieser Seuche schon oft mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet hatten. Ihr Töchterlein, sagte sie, läge todtkrank darnieder, ich solle helfen, wenn ich könne. Ich gab ihr Medicin und verwies sie dabei wie gewöhnlich auf den rechten Arzt im Himmel, der allein aus solchen Nöthen helfen könne. Sie lief eilig heim. Da sich die Krankheit in die Länge zog, wandte sie sich an den näher wohnenden Br. Grahl und gelobte ihr Kind zur Taufe und zum christlichen Unterricht zu bringen — es war wohl 6 Jahre alt — wenn es genas. Und siehe, es genas. Und die Mutter hielt ihr Gelübde. Sie brachte alsbald ihr Töchterlein zur Taufe. Ich war mit meiner Frau Pathe des netten geweckten Mädchens. Es lernt nun in einer unsrer Schulen. Möchten die Eltern auch bald nachfolgen, wie sie selbst schon angedeutet. Das ist ja die Gewohnheit des himmlischen Hirten, daß er durch die kleinen Lämmer die alten zu sich lockt.

(Leipz. Miss. Bl.)

Kirchliche Chronik.

In welcher schreckenerregender Weise die Verwilderung und Entchristlichung im „neuen deutschen Reiche“ überhand nimmt, zeigt uns ein Artikel in Dr. Müntel's „Neuem Zeitblatt“, den wir hier folgen lassen. Er schreibt:

„Nachdem die Begeisterung über den großen Aufschwung des Reiches deutscher Nation ihre Fittige über die deutschen Gauen geschwungen hat, sind Schwärme von krächzenden Raben nachgefolgt, und vieltausendstimmig lassen sich Ankenrufe vernehmen, als ob ein schweres Gewitter im Anzuge sei. Es sind nicht bloß die Stimmen der Unzufriedenen, der Ultramontanen, der Partikularisten u. s. w., die sich hören lassen. Selbst die Liberalen, die sich ungeschwächt der neuen Reichsherrlichkeit freuen, haben bittere Klagen auf der Zunge, und zwar diesmal, daß mit dem glänzenden Aufgange des Reiches der Volksgeist im Niedergange zu sein scheint. Mit diesen Klagen stehen sie aber so wenig allein, daß sich ausnahmsweise eine immer größere Einstimmung der veruneinigten Parteien herausbildet.

Der liberale H. v. Treitschke klagte auf dem deutschen Reichstage vor ein paar Jahren: „Glauben Sie einem Lehrer der Jugend, der das heranwachsende Geschlecht beobachtet, es kann einem jeden unter uns, auch dem Hoffnungstärksten, die Seele erschüttern, zu sehen, wie in diesem jungen Geschlechte zu-

nimmt die Genußsucht, der Materialismus, die Abwendung von allen idealen Gütern des Lebens; auch der hoffnungstärkste Mann hat heute Augenblicke, wo er ein Geschlecht und eine Zeit nahe sieht, da die alte klassische edle Bildung der Nation verdrängt werden wird durch die Zeitungsphrasen, und die edle christliche Moral verdrängt werden wird durch das Einmaleins.“ H. v. Treitschke hat hier die Jugend und besonders die studirende Jugend vor Augen, die zum künftigen Träger und Lenker der Volksbildung bestimmt ist, und was er klagt, haben urtheilsfähig Stimmen von verschiedenen Seiten bestätigt. So das geschieht am grünen Holze, was will am dürreren werden?

Indeß das grüne Holz hat diese bösen Säfte nicht aus sich selbst erzeugt, sondern von dem dürreren Holze überkommen, die Zeit des Schwindels und des großen Krachs hat uns hinlänglich gezeigt, daß die bösen Säfte eine erschreckende Verbreitung in allen Ständen bis in die höchsten hinauf gefunden haben. Der Courszettel trat an die Stelle des Gewissens, und das Einmaleins überflügelte Künste und Wissenschaften. Von der Theologie wandte man sich ab zur Schatzgräberei, weil keine Schätze mehr im Himmel zu heben waren.

Daß die Gesellschaft mehr und mehr ein „abfallender Mißhaufen“ zu werden drohte, hätte man wohl weniger geachtet, wenn nicht den besitzenden Ständen die giftige Frucht der herrschenden Gesinnung an den Proletariern und dem Arbeiterstande nachdrücklich unter die Augen gerückt wäre. Die wollten auch leben und genießen, schwindelken und schwämten mit, verhöhnten alles, was heilig im Himmel und auf Erden ist, und erkannten das einzige Recht in ihren geballten Fäusten und dem Umsturze aller Ordnung. Da sah man mit Bangigkeit, wohin der herrschende Geist der „Gebildeten“ führte, und rathlos vor der schwersten Aufgabe der Gegenwart stehend erinnerte man sich, daß die Religion auch noch etwas nütze sein könne.

Die fortschrittliche Zeitschrift „Im neuen Reiche“, die sich redliche Mühe gegeben hat, im Dienste des Kulturkampfes Kirche und Christenthum zu Falle zu bringen, jammerte kürzlich in einem Artikel „Dunkle Worte“, daß die niederen Schichten des Volkes dem Unglauben verfallen seien. „Für sie giebt es keine Ideale mehr, heißt es, der engherzigste Unglaube hält sie gefangen.“ Diesen Zustand hält das Blatt für so entsetzlich, daß um jeden Preis geholfen werden müsse, um das gar erloschene Feuer der Begeisterung und Hingebung wieder anzufachen.

Aber wie soll geholfen werden? Das genannte Blatt, das nur von Idealen weiß, und darunter das Höhere, Geistige, Sittliche, Schöne versteht, erklärt rund heraus, daß die alten Ideale ihre Zugkraft verloren haben, und kommt auf den kindlichen Einfall, daß „neue Ideale“ geschaffen werden sollen, wozu denn vor allem wohl eine neue Religion oder etwas der Art gehören wird. Das merkt das Blatt nicht, daß man alte Ideale wohl kann zerbrechen helfen, daß es aber unmöglich ist neue zu schaffen, oder gar eine neue Religion. Mit solchen Fündlein wird man aber bankrott machen, ehe man sie an den Mann bringt.

Da ist es doch viel vernünftiger, was wir in dem „Arbeiterfreund“ lesen, welchen die gut liberalen Professoren Böhmert und Gneist herausgeben. Sie wenden sich entschieden gegen die traurigen Denkverirrungen solcher Männer wie des Philosophen E. v. Hartmann, und sagen: „Es ist eine Hauptaufgabe der Gegenwart, daß die sogenannten gebildeten Stände

ihre eigenen philosophischen, religiösen und wirtschaftlichen Begriffe einer fortgesetzten ernsten Prüfung und Berichtigung unterwerfen, und daß unsere Gelehrten und Schriftsteller ihr bescheidenes Stückwerk Wissen nicht dazu mißbrauchen, um als unfehlbare Päpste über die tiefsten Fragen der Entstehung und Entwicklung der Welt und des Menschen und über unsere höhere diesseitige oder jenseitige Bestimmung abzusprechen.“ Das streift ja an das verschrieene Wort Stahls: Die Wissenschaft muß umkehren! So weit sind wir schon? Ja, wenn unsere wissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Päpste nun erst zu der bescheidenen Einsicht gelangt sind, daß sie in jenen Fragen über die Fragestellung noch nicht hinausgekommen sind außer mit Phantasien! „Wenn man das Bewußtsein von der Beschränktheit des menschlichen Wissens, fährt der Arbeiterfreund fort, das Vertrauen auf eine gütige Vorsehung, die Gottesfurcht und die Sehnsucht nach Gnade und innerem Frieden aus dem Herzen des Volkes herausreißt, um die Selbstgefälligkeit des modernen Halbwissens mit seiner „Diesseitigkeit“ an die Stelle zu setzen; so darf man sich nicht wundern, daß sich die Massen mit dem Wahlsprüche „Ich hab mein Sach auf nichts gestellt!“ befreunden, die Predigt des Neides und Hasses dem Evangelium der Liebe und Demuth vorziehen.“ Aehnlich hat auch H. v. Treitschke diejenigen geächtigt, die mit täppischer Hand in das Heiligtum des Glaubens hineingreifen. Viel helfen wird das freilich nicht, so lange solche Männer einen Glauben für das Volk haben und bewahren wollen, den sie sich selbst möglichst fern halten, oder auch wie einem reißenden Thiere Fesseln anlegen. Die Liberalen sind weit davon entfernt, dem christlichen Glauben seine gebührende Stellung anzuweisen. „Es wird hohe Zeit, heißt es schließlich, daß wir mit der einseitigen Sorge für die Verstandesbildung die Pflege einer bessern Gesinnung verbinden.“ Dann stehe man aber endlich auf dem Wege still, der von den gemachten Erfahrungen zu schlimmern Erfahrungen führen kann, und reiße nicht ein, wo man die Unmöglichkeit einsieht, wieder aufzubauen. Ideale thun's fürwahr nicht; es bedarf handfester, lebenskräftiger Wirklichkeiten, wenn auch nur einer Seele geholfen werden soll, und die sind in aller Welt nirgends zu finden, als in der thörichten Predigt vom Kreuze.“

Die Mutter-Gottes-Erscheinungen nehmen ihren Fortgang, nachdem sie im französischen Lourdes bis auf diesen Tag und eine Zeitlang im Elsaß ihr Glück gemacht haben. Nun kommen sie in die preussischen Rheinlande. Neues ist davon nicht zu sagen, es geht dabei her wie überall, und wenn wir nur die Erscheinung zu berichten hätten, so könnten wir mit Schweigen darüber weggehen.

Das Dorf Marpingen ist der Schauplatz der Mutter-Gottes-Erscheinungen. Schon lange vorher war in der Umgegend davon die Rede, daß ein Wunder passiren würde, und die Wirthe sollen sich in Erwartung dessen mit großen Biervorräthen versehen haben. Angeblich hatte auch ein benachbarter Pfarrer eine Marienerscheinung. Bei dieser herrschenden Spannung und Erregung wird es begreiflich, daß einige Kinder von sechs und acht Jahren in dem Marpinger Holze die glücklichen waren, welche die Mutter Gottes im weißen Kleide erblickten und mit ihr eine Unterredung hatten, welche darauf hinauslief, daß an dem Orte der Erscheinung als einem Gnadenorte eine Kapelle errichtet werden solle. Nachher

wollten vier Männer um Mitternacht gleichfalls das Wunder gesehen haben.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, denn die Gemüther waren hinlänglich darauf vorbereitet. In Schaaren strömten die Gläubigen oft über 4000 zu der Wunderstätte, knieten, beteten, sangen, und vor allem durften die Kranken nicht fehlen, die in großen Wagenladungen herzugefahren wurden, und wie üblich Heilung fanden. Nur noch eine Kapelle, und das deutsche Lourdes war fertig. Katholische Blätter erfahen schon ihren Vortheil, und nahmen sich des Gnadenwunders an.

Das war es aber gerade, was die aufmerksamen Staatsbehörden und die Regierung sofort ins Auge faßten. Der neue Gnadenort nährte die Erhizung im Kirchenstreite, und war wie eine feste Burg gegen die Angriffe auf die katholische Kirche, also in dieser Zeit, wo man auf die Erschlaffung der Katholiken rechnete, besonders gefährlich. Es wurden sofort ernste Maßregeln ergriffen, die Pilgerschaaren auseinander zu treiben, und als sie bei der fanatisirten Menge nicht fruchteten, das Militär hinkommandirt, das erst mit der blanken Waffe das Feld säubern mußte. Marpingen erhielt Einquartierung, der Orts-pfarrer 26 Mann. Da man Betrug vernuthete, wurde der ganze Handel dem Gerichte zur Untersuchung überwiesen. Sogleich aber wurde dem Marpinger Pfarrer, der sich etwas einfältig in einem katholischen Blatte verteidigt hatte, die Schulaufsicht entzogen. Dies ist in kurzem der Hergang.

Freisinnige Blätter wundern sich, daß so etwas möglich ist, daß das preussische Schulwesen noch so wenig Licht unter dem Volke verbreitet hat. Sie könnten sich auch wundern, daß der Volksbildungsverein, der in den Rheinlanden besonders thätig gewesen ist, seine gängliche Erfolglosigkeit beklagen muß. Er mag noch manches Jahr thätig sein, was von ihm kommt, wird mit Protest zurückgewiesen, weil er das Maalzeichen der Glaubensfeindlichkeit an der Stirn trägt. Mit bloßen Verneinungen bekämpft man die römische Kirche nicht, und die hochgerühmten Waffen des liberalen Kulturkampfes werden an ihrem Panzer stumpf.

Die Waffen der Regierung haben das Beste thun müssen. Hätten die Kulturkämpfer allein das Feld, so würde zu Marpingen bald die Kapelle stehen, welche die Katholiken von weit und breit um sich versammelte, und zum Hauptquartier des katholischen Kirchenstreites würde.

Freilich alles können die Waffen der Regierung auch nicht. In dem benachbarten Lothringen erzählt man sich, an der Stelle der Mutter-Gottes-Erscheinung zeige sich jetzt ein großes helles Kreuz, von einem Engel mit flammandem Schwerte bewacht, welches die Soldaten, sobald sie sich nähern wollten, mit elektrischem Schläge zurücktreibe. Darf die Mutter Gottes auch nicht mehr an der geheiligten Stelle erscheinen, aus Furcht vor den Pikelhauben, so erscheint sie dafür in Marpingen selbst den Kindern in ihrem Hause, und die Zeitungen in der Umgegend fahren fort, von den Krankenheilungen der Mutter Gottes beglaubigte Berichte zu erstatten. Von dem wunderthätigen Platze hat man die Menge mit Gewalt vertrieben, aber mit derselben Gewalt hat man den Spuk nicht aus den Köpfen vertreiben können. Die Mutter Gottes ist das Herz der katholischen Kirche, und ihre Erscheinungen und Wunder sind dem Volke so nöthig als das liebe Brod. Wer dagegen kämpfen will, der

muß ihr das Herz ausreißen. Da giebt es noch harte Arbeit. (Münkel.)

Nach genauen Ermittlungen durch die Landesbeamten sind im Jahre 1875 in der Provinz Brandenburg mit fast 3 Millionen Einwohnern 22,397 Kinder nicht getauft, und von 34,465 Eheschließungen 19,397 ungetraut geblieben. Der Ausfall kommt besonders auf die großen Städte. Berlin hatte bei 38,540 Geburten nur 24,066 Tausen, und bei 13,740 Eheschließungen gar nur 3,364 kirchliche Trauungen. Da wächst ein neues Geschlecht heran, für das man erst einen Namen erfinden muß, wenn es nicht mit einem bekannten Ausdrucke die „Widen“ heißen soll, weil sie Heiden nicht heißen können. (Münkel.)

Wenn früher kirchl. Blätter B e r l i n s auf das in mehr als einer Beziehung überhandnehmende sittliche Verderben der Hauptstadt hinwiesen, so wurde von den liberalen Blättern sofort ein großes Geschrei über Muckerei und Pietismus erhoben. Jetzt, da die Symptome immer greulicher und massenhafter hervortreten, reden auch jene davon. Was sagten sie aber vor Jahrzehnten zu dem Bestreben, mehrere neue Kirchspiele in Berlin zu errichten, und zu anderweitigen Unternehmungen, dem Verderben zu wehren, auf die Jugend zu wirken, der Verlassenen und Verlorenen sich anzunehmen etc.? Noch kürzlich sagte ein liberales Blatt bei Besprechung eines Artikels in einem kirchl. Blatte, in welchem diese Zustände beleuchtet waren: Apropos! unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. hatten ja die Pietisten freie Hand zu wirken; wo sind nun die Früchte? Also schließlich haben die Orthodoxen und Pietisten an allem doch die Schuld. Die Kirche hat vielfach ihre Aufgaben an dem Volke veräußert: äußerte eine Zeitung bei Besprechung der einzuführenden Civilehe; jetzt werde sie getrieben das Veräußerte nachzuholen und den Einzelnen nachzugehen. Will die Kirche aber für ihre Zwecke Unterstützung haben, so ist das etwas anderes. Wenn der Staat oder die Stadt Berlin die Kosten der Standesämter für die Aufbesserung der Stadtpfarrstellen und für die Errichtung neuer hätte aufbringen sollen: wach ein Geschrei würde sich erhoben haben! Und doch ist die jetzt von den Landesbeamten geschehende Arbeit früher nebenher von den Geistlichen verrichtet worden! Es ist freilich nicht bloß die berliner Jugend allein, über deren zunehmende Verwilderung (keine Woche vergeht, wo nicht jugendliche Diebe im Alter von 10—14 J. auf der Anklagebank des Kriminalgerichts erscheinen) jetzt auch von Liberalen geklagt wird. Auch liegt die Schuld nicht lediglich an den Eltern, von denen, wie jene meinen, die Kinder zu allerlei Spitzbübereien angehalten würden. Auch Schulkinder in den Städten lesen Zeitungen, politisiren über Staat und Kirche und reden über mancherlei Dinge in einer Weise, daß den Erwachsenen zu grauen anfängt, weil man darin eine Frechheit des Absprechens und Urtheilens wahrnimmt, die früher geradezu unerhört war, einen schrecklichen Mangel an Pietät und an Scheu vor allem, was heilig ist! Und was die Jugend täglich vor Augen hat, die Kundgebungen des krassen Materialismus in Theorie und Praxis, ist das geeignet sie vor Verwilderung zu bewahren? Wenn die Schuljugend die Kirchen leer von Erwachsenen sieht, die Vergnügungstokale aber gefüllt; wenn sie Gespräche über Kirche und Glaubenssachen voll Unverstand, Frechheit und Feindselig-

keit hört; wenn man ihr die „Wissenschaft“ als das allein Wahre und Schätzenswerthe preist: woher soll dann ein nachhaltiger sittlicher Einfluß kommen? Die Eindrücke des Konfirmandenunterrichts, dieser Zeit der speciellsten Seelsorge, sind bald verwischt, wenn sie nicht treulich in den Jahren weiter gepflegt werden, in welchen die Versuchungen am zahlreichsten und gefährlichsten sind, die Ueberwachung aber immer schwieriger wird. Und vollends, was soll in Berlin und anderen großen Städten aus der Jugend werden, die gar nichts mehr mit der Konfirmation zu thun hat, und wo später die Zahl der Nichtgetauften auch „konfessionslose“ Schulen fordern wird!

Die Feier des zweihundertjährigen Todestages von Paul Gerhards ist an vielen Orten Deutschlands kirchlich begangen worden und gestaltete sich namentlich in Gräfenhainichen und zu Lübben zu einem Feste, an dem die ganze Bevölkerung aus Stadt und Land sich freudigst betheiligte. Zu Gräfenhainichen, dem Geburtsort des Dichters, hielt Generalsuperintendent Schulze die (inzwischen im Druck erschienene) Festpredigt, die das Lebensbild des Sängers in vortrefflicher Weise zeichnet. „Als wir im Hause Gottes“ bemerkt das Wort, „uns erquickt; als wir dann am Geburtshause des Dichters vorüber hinaus zum Kirchhof zogen, die ganze Stadt mit Jung und Alt, wie ein Mann, und an den Gräbern, unter dem Schatten von Paul Gerhards Kapelle (gestiftet 1845) das Wort des Lebens hörten, — das war nicht bloß ein Kirchenfest, es war ein Volksfest, das uns der Herr gemacht. Da habe ich die Zuversicht mit heimgenommen, daß in der Stadt des großen Sängers sich niemals Volk und Kirche von einander scheiden werden.“ Als Gäste des Magistrats nahmen auch zwei directe Nachkommen Gerhards an dem Feste Theil, von denen der eine praktischer Arzt in Dresden, der andre Eisenbahnbeamter in Zittau ist. Die Fürstenschule zu Grimma, die Paul Gerhards fünf Jahre (vom 4. April 1622 bis 15. December 1627) unter ihre Zöglinge zählte, war durch Professor Koch vertreten, der während des Festmahls auch einige beachtende Mittheilungen über Gerhards Jugendgeschichte machte. Die Gedenktafel am Geburtshause giebt das Jahr 1606, spätere Biographien den 12. März 1607 als Datum der Geburt an. Nach der Meinung Kochs sind beide Angaben irrig; er sei nicht vor dem Jahre 1608 geboren. In Lübben nahm gleichfalls die Feier eine große Ausdehnung an; auch hier fand ein Festzug unter Betheiligung aller Stände statt. In der überfüllten Kirche, in deren Altarnische ein altes Bild des Dichters sich befindet, wurde ein neuer Altarschmuck und eine Gedenktafel Namens der Bürgerschaft überreicht. Die Festpredigt hielt Generalsuperintendent Büchse.

(Für's Gemeindeblatt.)

Missionsfest.

Am 10. Sonnt. nach Trinitatis, den 20. Aug. d. J., feierte die Ev. luth. Immanuel-Gemeinde in Farmington, Jefferson Co., Wis., ihr jährliches Missionsfest in einem der Kirche nahe gelegenen Waldchen, welches die Besitzerin desselben bereitwilligst zu dieser Feier überlassen hatte.

Bei dem schönen Wetter war die Festversammlung eine recht zahlreiche geworden, indem auch viele Gäste aus der Gemeinde zu Heleneville sich eingefun-

den hatten, deren Ehrw. Pastor Reinsch Vormittags eine dem Zweck entsprechende und zugleich recht erbauliche Predigt gehalten hat.

Nachmittags hielt Pastor H. Demminger einen Missionsgeschichtlichen Vortrag und Pastor M. Denninger die Schlußpredigt. — Der Herr aber wolle das reichlich gepredigte Wort aus Gnaden reiche Frucht tragen lassen in den Herzen der Hörer zu seines Namens Ehre.

Die Festcollekte betrug 55 Dollar 18 Cents.

Desgleichen feierte die Ev. luth. Gemeinde zu Waterloo, Jefferson Co., Wis. am, 11. Sonnt. nach Trinitatis, den 27. Aug., ihr erstes Missionsfest in einem der Stadt ganz nahe gelegenen Walde. Der Festplatz, von Natur lieblich, gleich einem Gottestempel im Reiche der Natur und würdig zur Verkündigung des Gnadenreiches Jesu Christi unter den Menschen.

Kanzel, Altar und Sitzplätze waren von dem Gemeinde-Vorstande schön und zweckmäßig mit anerkanntem Fleiße hergestellt worden. Bei dem schönen Wetter, das der liebe Gott dazu schenkte, hatten sich denn auch viele Gäste aus der Umgegend, namentlich aus der Gemeinde des Herrn Pastor Haese eingefunden, wodurch die Versammlung über Erwarten zahlreich geworden war. Herrlich klang unter dem grünen Laubdache des Waldes das Lob des Herrn: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“.

Die erste Predigt am Vormittage war dem Unterzeichneten übertragen worden, nach welcher Herr Pastor Ungrodt einen geschichtlichen Vortrag vom Gebiete der Heidenmission hielt. — Dann folgte an Ort und Stelle ein allgemeines Mittagmahl, an welchem durch Fürsorge der Gemeinde auch die fremden Gäste Antheil hatten. — Um 2 Uhr begann der Nachmittags-Gottesdienst. Zunächst predigte Herr Pastor Haese von Newville, und Herr Professor Dr. Notz beschloß die Feier des Tages mit einem die innere Mission betreffenden sehr lehrreichen und erbaulichen Vortrag.

Segne der Herr das daselbst gepredigte Wort und baue die Gemeinde zur Ehre seines Namens. Die Festcollekte betrug 52 Dollar.

A. Denninger.

Conferenz-Anzeige.

Die Verhandlungen der nordwestlichen Conferenz beginnen Dienstag, den 26. Sept., Nachmittags 2 Uhr, bei Herrn B. W. Hagedorn in Forest, Fond du Lac Co. Die Glieder der Conferenz werden am Vormittag desselben Tages von Calvary Station an der Fond du Lac und Sheboygan Eisenbahn abgeholt. A. Toepel.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Mississippiconferenz hält ihre nächsten Sitzungen, s. G. W., am 26. — 28. September in Burr Oak. Fuhrwerk am Montag in Salem, LaCrosse Co. Gegenstände der Verhandlung: Thesen über den Beruf zum Predigtamt und über die Buße. A. F. Siegler.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine Pastoralconferenz in Minnesota versammelt sich vom 29. September bis 3. October incl. in Stillwater, Minnesota. Gegenstand der Verhandlungen:

1. Thesen über die Gewissheit des Gnadenstandes.
2. § 48 von Walthers Pastorale. Anmeldungen sind bei Pastor Siegrist zu machen. J. Rogler.

Quittungen.

Für die Anstalt: P. Lucas, Theil der Missionsfest-Collekte \$18.

Für die Baucasse: P. Haese (Quittung verspätet) aus Freedom \$20. — durch P. Bading von G. Geiger

\$12. — P. Brodmann, von C. Viesse \$5, F. Kuckan \$2, W. Plag \$15, R. Scherer \$5. — P. Ungrodt, von C. W. \$10, F. Hoffmann, \$10, J. Baumgärtner, \$5, Frau Stoppenbach, \$5, H. Danner, \$2, W. Muffel, \$1, F. Grünert, \$1, F. Friedrich, \$1, F. Golt, \$1, F. Kräumerer, \$1, J. N. Kispert, \$2, J. A. Jahn, \$1, E. Lüdke, \$2, A. Scherzer, \$2, G. R. \$1, E. Bienfang, \$1, Reiter, \$1, W. Thielke, \$1, W. Krumheuer, \$2, Ernestine Krumheuer, \$2, Johanna Krumheuer, \$2, A. Fürbringer, \$1, W. Nieß, \$1, W. Wolte, \$1, C. Zahn, \$2, G. Fuchs jun., \$2, Kath. Schelle, \$1, G. R. 75c, J. N. R. 50c, N. R. 50c, Minna Dästerhöft, 75c. Summa \$64.50. P. Adelberg, vom Frauen-Verein der Peters Kirche \$25.

Für Heidenmission: P. Lucas, Theil der Missionsf. Collecte \$8.65. R. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: M. Schneider, XI, \$1.05, Edelmann, XII, \$1.05, Ph. Köhler, XI, \$5, Hoops, XI, \$12, Wichmann, XI, \$1.06, Conrad, XI, \$18, Brodmann, XI, \$13.95, Strofen, sen. XII, \$1.05, Haß, XII, \$1.10, Steup, XII, \$1.10, Kenter, IX, X, XI, \$3.10, Höncke, XI, \$1, D. Hoyer, XII, \$21.

Die Herren: F. Werner, XI, \$10.50, Chr. Grimmer, XI, XI, \$13.27, F. Tröller, XI, \$2.10, Kosauke, XII, \$1.10, Schüle, XII, \$1. Th. Jäkel.

Von P. Kluge \$52.60.

J. Bading.

Synodal-Buchhandlung.

J. Werner, Agent,

432 Broadway, nahe der Post,

Milwaukee, Wisconsin.

Die Synodal-Buchhandlung der Wisconsin-Synode ist nun im Stande, Bestellungen aller in unsern Gemeinden und Schulen gebrauchten Bücher und Schreibmaterialien zu besorgen, wie: Gesangbücher (der Missouri- und der Wisconsin-Synode), Katechismen (Dietrich's und Caspari's), Bibeln, Gebetbücher, Postillen, Concordienbücher, deutsche und englische Bibeln und Lesebücher, biblische Geschichten, Rechenbücher, Schreibbücher, Tauf-, Trau- und Confirmationscheine in großer Auswahl, Posten, allerlei Schreibmaterialien und Schulutensilien. Die Preise werden so niedrig gestellt sein, wie in irgend einem anderen Geschäfte. Bestellungen von auswärts werden prompt und reell besorgt. Wir bitten daher besonders unsere Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder, sowie auch sonstige Freunde unserer Synode, ihren Bedarf an Büchern u. s. w. aus unserer Synodal-Buchhandlung zu beziehen, und damit auch zugleich unsere Lehranstalten zu unterstützen, da aller Gewinn denselben zu gute kommt.

Die Verwaltungs-Committee.